



Einleitung

Seit vier Jahren gibt es nun das Bremer Zentrum für Baukultur. Das Kürzel b.zb ist inzwischen zu einer beachteten Größe geworden. Ohne in unangebrachtes Eigenlob zu verfallen kann man sagen, dass sich das Wagnis, das Engagement, die Anstrengungen, die mit der Etablierung des Zentrums verbunden waren, gelohnt haben. Gleichwohl besteht kein Anlass, sich zufrieden zurück zu lehnen. Das b.zb befindet sich im Augenblick in einer ebenso schwierigen wie spannenden Phase, in der es darum geht, die begonnene Arbeit zu verstetigen und ein Stück weit zu professionalisieren.

Es ist wohl ein ganz normaler Zustand in der Genese von Institutionen, einen solchen Übergang zu erleben. Man könnte ihn umschreiben mit der Formel „von der Emphase zur Routine“ oder mit der Formel „von der Programmatik zum Programm“. Schwierig ist diese Phase, weil sich die sicherlich sinnfällige Professionalisierung auf einem wirtschaftlich schwachen Fundament gründet.

Der Eindruck, den Besucher des b.zb gelegentlich vom Betrieb des Zentrums erhalten, wenn sie mitunter etwa zehn Mitarbeiter dort emsig tätig sehen, dieser Eindruck trägt. Der Insider weiß, dass man die ökonomische Lage der Akteure in der Regel als instabil bezeichnen muss, um nicht zu sagen „als prekär“. Alle Beteiligten kennen die materielle Situation des b.zb und arbeiten doch hoch

motiviert mit. Ein deutlicher Überhang an Engagement, an ideeller Leistung ist also nach wie vor ein wesentlicher Grundpfeiler der Arbeit des Vereins.

Deshalb stimmt die Formel „von der Emphase zur Routine“ nur zum Teil. Die Routinen, die rationalisierten Arbeitsabläufe, die pragmatische Vorgehensweisen mögen sich bitte einstellen! Doch auf die Emphase, die Initiativkraft, das Experiment können und wollen wir nicht verzichten. In ähnlicher Weise muss man die zweite Formel „von der Programmatik zum Programm“ verstehen.

An ihr ist richtig, dass eine kulturelle Institution wie das b.zb ein Programm zu entwickeln und durchzuführen hat. Mit diversen Ausstellungen, Vortrags- und Diskussionsformaten und Publikationsreihen hat das Zentrum in dieser Hinsicht bereits einiges (unter den erwähnten schwierigen materiellen Bedingungen) zustande gebracht. Aber auch hier gilt, dass mit dem Programm nicht die Programmatik beiseite gelegt werden darf. Der Begriff Programmatik bedeutet bekanntlich soviel wie Zielsetzung, Zielvorstellung. Es geht dabei um die konzeptionelle und ideelle Grundlage des Projektes b.zb, kurz: um seine Inhalte.

Bereits in der Gründungsphase des Vereins, vor inzwischen fünf Jahren, ist an einer solchen Programmatik gearbeitet worden. Im Laufe der Zeit ist diese – unter dem Einfluss praktischer Erfahrungen – mehrfach erweitert, modifiziert und auch komprimiert worden. Gestatten Sie mir, dass ich mit drei Rückblenden an verschiedene Stadien dieser inhaltlichen Fundierung erinnere. Ich werde dabei versuchen, die Erfahrung der Wechselwirkung von Theorie und Praxis, Programmatik und Programm zu erläutern.

Erste Rückblende: 2003

Vom März 2003 stammt ein so genanntes „Arbeitsprofil b.zb“. Dort wird an zentraler Stelle über den Begriff der Baukultur nachgedacht. Das Wort war infolge der im Herbst 2000 vom Bundesbauministerium gestarteten „Initiative für Architektur und Baukultur“ damals in aller Munde. Dieser öffentliche Rückenwind kann als Grund dafür gelten, dass der Begriff „Baukultur“ auch für das Bremer Zentrum titelgebend verwendet wurde.

Gleichzeitig wird in den Text aber auch die Ungenauigkeit des Begriffs kritisiert. Baukultur fungiere oft als „Sammelbecken diffuser und heterogener Wünsche – von wirtschaftlichen Standort-Aspekten bis zu Vorstellungen von einer Gesellschaftsreform durch gebaute Form“, heißt es dort. Vorgeschlagen wird deshalb eine programmatische Eingrenzung der Begriffs Baukultur unter den vier Prämissen bzw. Grund-Sätzen:

1. Baukultur beruht auf Öffentlichkeit.
2. Baukultur beruht auf dem Zusammenspiel verschiedener Akteure mit spezifischen Interessen.
3. Baukultur beruht auf dem Wissen um die geschichtliche Dimension des Gebauten.
4. Baukultur beruht auf kulturellem Austausch.

Wenn Sie die weitere Arbeit des b.zb in den Blick nehmen, merken Sie, dass diese vier Grundsätze ihre Spuren hinterlassen haben. Es lohnt sich, sie im Einzelnen zu betrachten:

Baukultur beruht auf Öffentlichkeit

Wenn man die Kerndisziplin der Baukultur, die Architektur, ins Auge fasst, und sie mit den anderen ästhetischen und kulturellen Disziplinen vergleicht, dann fällt ihr explizit öffentlicher Charakter auf. Gebautes umgibt uns und lenkt unser Bewegungen, ob wir es wollen oder nicht. Im Gegensatz zu anderen ästhetischen Disziplinen, auf die man sich einlassen kann, aber nicht muss, können wir uns der Präsenz der Architektur kaum entziehen. „Da Architektur die öffentlichste aller Künste ist“, heißt es in dem ersten b.zb-Konzeptpapier, „ist für das kulturelle Feld, das sie besetzt, die Herstellung und Pflege einer an Baufragen interessierten Öffentlichkeit lebensnotwendig.“

Durch ihre alltäglich erfahrbare physische Präsenz ist das Gebaute zwar im öffentlichen Bewusstsein vorhanden. Bei dem Bedürfnis nach einer konstruktiven Auseinandersetzung mit der gebauten Umwelt mangelt es aber noch an Formen öffentlicher Anteilnahme. Ich denke, man kann an dem bisher durchgeführten Programm-Punkten der b.zb-Arbeit ganz gut erkennen, dass das Neugierig-Machen auf Architektur-, Gestaltungs- und Planungsfragen und ihr Zur-Diskussion-Stellen ein auch in die Praxis durchschlagendes Prinzip ist.

Dabei ist uns schnell klar geworden, dass die Öffentlichkeit in der Regel nicht eine homogene Einheit darstellt, sondern sich aus unterschiedlichsten Teilgruppen und Teilöffentlichkeiten zusammensetzt. Man kann in den Veranstaltungsformaten „Bremer Stadtdialog“ und „Zugänge zur Baukultur“ gut nachvollziehen, dass jedes Thema auch ein ganz spezifisches Publikum generiert. Ähnliches ließ sich bei unseren Ausstellungen beobachten. Die Kunst besteht darin, einerseits ein allgemeines Interesse zu erkennen und zu thematisieren, andererseits die Verschiedenartigkeit individueller Zugänge zur Baukultur zu berücksichtigen und zu pflegen. Damit sind wir fast schon beim nächsten Grundsatz angekommen.

Baukultur beruht auf dem Zusammenspiel verschiedener Akteure mit spezifischen Interessen.

Es geht beim Umgang mit der gebauten Umwelt nicht nur um ein Nebeneinander unterschiedlicher Sichtweisen, sondern auch um ein konfliktlastiges Nebeneinander unterschiedlicher Interessen. In dem Papier von 2003 wird das Problem wie folgt skizziert:

„Als die klassischen Akteursgruppen gelten Nutzer, Architekten und Bauherren. Die einzelnen Interessenlagen der drei Gruppen lassen sich (auch) unter baukulturellen Gesichtspunkten bestimmen: Da alle Menschen Nutzer der gebauten Umwelt sind, liegt das baukulturelle Interesse dieser Gruppe primär in einem allgemeinen öffentlichen Diskurs über die angemessene Gestalt der gebauten Umwelt. Ein offener Wettstreit unter den Fachleuten und Gestaltern um die qualitativ beste Lösung steht im Brennpunkt des baukulturellen Interesses der zweiten Gruppe. Unter baukulturellen Gesichtspunkten ist der weitsichtige und verantwortungsbewusste Umgang mit politischer oder wirtschaftlicher Macht der entscheidende Faktor bei der dritten Gruppe. Im übergeordneten Sinn ist Baukultur eine Vermittlungsleistung zwischen den Einzelinteressen. Das gilt unabhängig davon, ob sich die Gruppen im Einzelfall durch baukulturelle Ziele definieren.“

Wenn ich auf die vierjährige Praxis des Zentrums zurückblicke, muss ich gestehen, dass dieses Ideal einer Vermittlungsleistung zwischen den Einzelinteressen nicht immer ganz einfach zu leisten ist und das b.zb nicht selten hier auf Grenzen stößt. Oft sind die Interessengegensätze so groß, dass eher eine professionelle Mediationsinstanz gefragt ist. Dazu ist unser kleines, überwiegend auf Ehrenamtlichkeit basierendes Zentrum nicht in der Lage.

In anderen Fällen von Interessenkonflikten fehlt die Bereitschaft wichtiger Akteure, sich einem öffentlichen Forum zu stellen. Natürlich kann man sich vorstellen, auch gegen den Wunsch einzelner Beteiligten ein brisantes Thema anzugehen. Dann müsste allerdings ein zwingendes öffentliches Interesse gegeben sein. Hier gilt es, das richtige Augenmaß zu finden. Man befindet sich in solchen Situationen auf einem schwierigen Terrain. Das Zentrum hat sich zuvorderst anderen Aufgaben zu widmen und vertraut deshalb in solchen partiellen Konfliktfällen vor allem auf die politischen Institutionen.

Und so ist es eine günstige Konstellation, dass der „Bremer Stadtdialog“, das wohl wichtigste Forum für baukulturell aktuelle, nicht selten auch strittige Fragen, nicht vom b.zb allein, sondern von vielen anderen Institutionen der lokalen Baukultur bestritten wird. Ein Beraterteam diskutiert, welche Themen aufs Podium gebracht werden sollen.

Wenn ich die anderen Aufgaben des b.zb ansprach, so hängen diese oft eng mit dem dritten Grundsatz des Papiers von 2003 zusammen, der da lautete:

Baukultur beruht auf dem Wissen um die geschichtliche Dimension des Gebauten.

Die Stadt sei „das beste Gedächtnisorgan, das der Mensch bisher geschaffen hat“, sagte einmal der amerikanische Historiker Lewis Mumford. Wenn man sich dieses Bild eines Gedächtnisorgans vergegenwärtigt, wird klar, wie stark dieses Organ in einer Stadt wie Bremen unter den physischen Zerstörungen des Weltkriegs gelitten hat, aber ebenso unter einer mitunter stark technokratisch gefärbten Mentalität in der Wiederaufbauzeit. Da eine lebendige Stadt jedoch nicht als Museum ihrer selbst fungiert, sind diese prägnanten Veränderungen inzwischen wiederum Bestandteile des sich ständig wandelnden und doch Konstanz bewahrenden Gedächtnisorgans – man könnte auch von „Speicher“ sprechen – geworden.

Ein solcher Speicher funktioniert aber nur bedingt von allein. Er muss gepflegt werden. Das Bewusstsein für die geschichtliche Dimension des gesamten Stadtgebildes muss erarbeitet werden. Darum war es für das b.zb wichtig, dass es seine Aktivitäten nicht nur auf ein Diskussionsforum für aktuelle und spezifische Fragen der Baukultur beschränkt hat, sondern sich mit der Aufarbeitung der lokalen Baugeschichte einen zweiten Schwerpunkt setzte.

Das schlägt sich nieder im Aufbau eines Plan- und Bildarchivs mit dem Fokus auf der jüngeren Baugeschichte Bremens. Und das schlägt sich in einer parallelen umfangreichen Forschungstätigkeit zum gleichen Thema nieder. Auch hier muss wieder daran erinnert werden, dass die Leistungen in Relation zu den begrenzten (finanziellen) Möglichkeiten zu sehen sind. Die Arbeit schreitet langsamer als gewünscht, aber kontinuierlich voran.

Die Forschungsarbeit hat inzwischen immerhin zu acht Bänden unserer Schriftenreihe geführt. Weitere Bände befinden sich in unterschiedlichen Planungs- und Erstellungsprozessen. Im Zentrum unserer Forschungsarbeit steht zurzeit zweifellos die Fertigstellung des Buchs „Bremen und seine Bauten 1950 – 2005“. Wir hoffen noch in diesem Jahr die Grobarbeiten an diesem Standardwerk zur jüngeren lokalen Baugeschichte abschließen zu können.

Betrachtet man die bisherigen und geplanten Bände der Schriftenreihe und dieses große Buchprojekt, dann wird noch einmal deutlich, dass sich der Forschungsschwerpunkt des b.zb auf die jüngere bremische Baugeschichte konzentriert. Das liegt unter anderem auch daran, dass die Plannachlässe aus Behörden und Architekturbüros, die wir akquirieren können oder die uns angeboten werden, in der Regel diesen zeitlichen und örtlichen Ausschnitt betreffen.

Hier ist zudem ein Handlungsbedarf gegeben. Denn zahlreiche Nachlässe aus jener Architektengeneration, die den Aufbau nach dem Weltkrieg geprägt hat,

sind inzwischen bereits verloren gegangen – etwa der von den Architekten Säume und Hafemann. Noch lagern einige Nachlässe in Kellern und auf Dachböden. Damit diese nicht verloren gehen, gibt es für das b.zb einiges zu tun. Im Sinne der baulichen Gedächtnispflege einer Stadt und in Anbetracht der begrenzten finanziellen Mittel erscheint es uns deshalb ratsam, dass wir uns zumindest auch in naher Zukunft weiter vor allem auf das Feld der jüngeren lokalen Baugeschichte konzentrieren. Eine thematische, räumliche und zeitliche Erweiterung der Forschung am b.zb soll deshalb nicht für alle Zeiten ausgeschlossen werden.

Ich komme zu dem vierten 2003 formulierten Grundsatz

Baukultur beruht auf kulturellem Austausch.

In der Erläuterung dieses Satzes hieß es damals: „Baukultur ist in starkem Maß geprägt von gesamt-kulturellen und gesamtgesellschaftlichen Debatten und Leitbildern. Lokale Baukultur ist wiederum von der globalen Entwicklung des Bauens beeinflusst. In Zeiten umfassender Globalisierungstendenzen liegt eine Aufgabe lokaler Baukultur darin, das Spezifische im Allgemeinen (im Sinne einer Ortsidentität) zu thematisieren.“

Diese Überlegungen stammen aus der Zeit der Kulturhauptstadt-Bewerbung, die Bremen immerhin eine lebhaftige Debatte eingebracht hat über die lokale Identität in Sachen Baukultur. Es ging um die Frage: Welchen von außen wahrnehmbaren und nach innen wirksamen Stellenwert besitzt Bremen eigentlich in Architekturfragen? Ich werde auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Kultureller Austausch, das bezieht sich aber nicht nur auf das Verhältnis von Allgemeinem und Spezifischem, globalen Tendenzen und lokalen Identitäten. Gemeint ist darüber hinaus zum einen der interdisziplinäre Austausch mit anderen kulturellen Feldern, zum anderen der Austausch mit baukulturellen Aktivitäten an anderen Orten.

Im ersten Bereich ist die b.zb-Arbeit der letzten vier Jahre recht erfolgreich gewesen. In einer Stadt mit einem dichten interkulturellen Netzwerk war und ist es nicht ganz schwer, Partner beispielsweise für Kooperationen bei Ausstellungen, Projekten und Vortrags- bzw. Diskussionsveranstaltungen zu finden. Ich will gar nicht anfangen, einzelne Partner zu nennen, weil die Gefahr groß wäre, dass wichtige vergessen würden. Die Neugier und Offenheit gegenüber anderen kulturellen Feldern ist sicherlich auch zu einem Kennzeichen des b.zb geworden.

Etwas schwieriger gestaltet sich der Erfahrungsaustausch mit anderen baukulturellen Zentren, aber auch mit dem inzwischen als zentraler Anlaufpunkt für Deutschland ins Leben gerufenen „Förderverein Baukultur“. Die Kampagne

„Wieweiterwohnen“, die im letzten Jahr begann und in diesem Jahr fortgesetzt wird, wäre als eine solche bundesweite Aktion zu erwähnen. Doch mit solchen Aktionen ist ein direkter Austausch unter den Baukulturzentren kaum gegeben. Für eine baukulturinterne Kontaktpflege sowohl auf offizieller wie auf informeller Ebene besteht seitens des b.zb sicherlich noch ein größerer Handlungsbedarf. Es wäre schön, wenn wir eine Person gewinnen könnten, die sich auf diese wichtige Aufgabe konzentrierte.

Soweit die Erörterung der 2003 formulierten vier Grundsätze zur Baukultur, verbunden mit Überlegungen, inwieweit diese die folgende praktische Arbeit des Zentrums geprägt haben. In dem Grundsatz-Papier befinden sich im zweiten Teil erste Überlegungen zu den Arbeitsschwerpunkten des b.zb. Ungefähr ein Jahr später sind diese Punkte griffig auf einem ersten Folder in die Formel „Sammeln, Forschen, Vermitteln“ gefasst worden.

Zweite Rückblende: 2004

„Sammeln, Forschen, Vermitteln“, mit dieser einprägsamen Trias begannen wir 2004 in den noch ziemlich leeren Räumlichkeiten an der Stirnseite des Speicher XI unsere Tätigkeit. Betrachtet man den damaligen Entwurf – de facto handelte es sich ja um eine Absichtserklärung – mit den Erfahrungen der Zwischenzeit, so ist zunächst festzuhalten, dass die Formel „Sammeln, Forschen, Vermitteln“ im Groben immer noch stimmt.

Die Formel beschreibt zugleich eine Sonderstellung des b.zb im Vergleich mit anderen, ähnlich gelagerten Einrichtungen, die meist entweder stärker als Diskussionsforum oder Ausstellungsort fungieren – also ein Schwergewicht auf dem Stichwort „Vermittlung“ legen, wie etwa beim Architekturforum Lübeck – oder als reines Archiv arbeiten, wie das Hamburgische Architekturarchiv, oder als Forschungsinstitut meist in universitärem Rahmen tätig sind. Die Kombination dieser drei Themen macht das besondere Profil des b.zb aus.

Der Vorteil der von uns gewählten Struktur besteht nicht zuletzt darin, dass die drei Bereiche voneinander profitieren. Das Archiv bildet eine wesentliche Grundlage der Forschungsarbeit. Durch bestimmte Forschungsthemen kann das Archiv mitunter sehr zielgerichtet ergänzt werden. Die Kenntnisse über die lokale Baugeschichte sind wiederum wertvoll für die Auseinandersetzung mit aktuellen Fragen der Baukultur, die unter dem Stichwort der Vermittlung aufgegriffen werden, etwa bei Architekturführungen aber auch bei Diskussionsveranstaltungen.

Betrachtet man den alten Folder noch einmal genau, dann fällt auf, dass einige Themen und Projekte, die dort genannt sind, erst heute einen konkreteren Status

erreicht haben. Man denke an die Ausstellungsprojekte über den Schulbau und den Sakralbau in Bremen. Ein anderes auf dem Blatt genanntes Vorhaben mit dem Titel „Wie weiter wohnen?“ ist im letzten Jahr schließlich, wie bereits erwähnt, sogar zu einer bundesweiten Kampagne des „Fördervereins Baukultur“ geworden – natürlich hat sich das b.zb (hier in Kooperation mit der GEWOBA) daran beteiligt.

Sie können an diesen Beispielen erahnen, dass die projektive Arbeit im b.zb mitunter einen langen Atem benötigt. Man muss bestimmte Ziele mit Hartnäckigkeit und Geduld verfolgen. Deshalb ist es wichtig, die Projektentwicklung in einer gewissen Breite zu betreiben, nur so kann eine notwendige Flexibilität gewahrt werden.

Um ein Beispiel aus der Praxis zu nennen: Theoretisch könnten nach heutigem Stand innerhalb der nächsten 12 Monate sechs b.zb-Ausstellungen realisiert werden – teils Eigenproduktionen, teils Kooperationen, teils Übernahmen. Keine dieser Ausstellungen ist aber zum heutigen Zeitpunkt vollständig durchfinanziert. Trotzdem hat diese Vielfalt der Möglichkeiten Vorteile gegenüber der Konzentration auf nur ein Projekt bzw. wenige Projekte. Im letztgenannten Fall würde sich ein Scheitern oder eine Verzögerung gleich gravierender auswirken, während bei einer breiten Vorbereitung möglicher Projekte, schnell eine Alternative gegeben ist. Ähnliches ließe sich übrigens auch über die Reihe der verschiedenen Publikationsvorhaben sagen – auch wenn wir hier, was die Finanzierung betrifft, in einigen Fällen sicherer dastehen.

Was Hartnäckigkeit und langer Atem betrifft, so gilt das nicht nur für die gerade erwähnten Projekte aus dem Bereich der „Vermittlung“, sondern in besonderer Weise auch für die Bereiche „Sammeln“ und „Forschen“, die, da sie nach außen oft weniger attraktiv erscheinen, noch schwerer zu finanzieren sind.

Wenn ich sagte, mit „Sammeln, Forschen, Vermitteln“ sei eine Formel gefunden, die die Arbeit des Zentrums auch heute noch charakterisiere, so ist anzufügen, dass der Begriff des Vermittelns, also der primär in die Öffentlichkeit zielende Teil der Arbeit, durchaus noch eine weitere Ausdifferenzierung möglich machte. So wurde in der Anfangsphase des Projektes der Vorschlag gemacht, den eher passiven Kern dieses Begriffs zu erweitern durch die aktiveren Begriffe „Initiieren“ und „Vernetzen“.

Mit dem Stichwort „Vernetzen“ lässt sich das zusammenfassen, was ich bereits im Zusammenhang mit Baukultur und kulturellem Austausch umrissen habe. Es gilt, unser Zentrum in größere Zusammenhänge einzubinden – fachdisziplinär wie interdisziplinär.

Was den ersten dieser beiden ergänzenden Begriff, das Initiieren, betrifft, heißt das: Das b.zb versteht sich nicht allein als Instanz des Bewahrens und der Moderation baukultureller Werte. Es greift auch aktiv in das Geschehen ein, wird initiativ, wenn es darum geht, der baukulturellen Entwicklung förderliche Tendenzen und Initiativen vor Ort auszumachen, zu unterstützen und ihnen eine Form und ein Forum zu geben.

Das Stichwort Initiieren beschert mir einen passenden Übergang zu meiner dritten Rückblende.

Dritte Rückblende 2005

Vor drei Jahren haben wir aus Anlass des einjährigen Arbeitsjubiläums des b.zb versucht, mit fünf knappen, plakativen Thesen zu beschreiben, woran es in Bremen vor allem mangelt in puncto Baukultur. Die Thesen waren bewusst etwas überspitzt formuliert, um nicht nur die Podiumsdiskussion, die damals mit unserer Jahreshauptversammlung verbunden war, sondern auch die allgemeine Diskussion in Bremen zu befeuern.

Die Thesen lauteten
Bremen braucht Spitzenarchitektur!
Bremen braucht Breitenarchitektur!
Bremen braucht junge Architektur!
Bremen braucht Architekturpolitik!
Bremen braucht einen Stadtdialog!

Wenn wir diese Thesen drei Jahre später betrachten fällt auf, dass immerhin *eine* der Forderungen Wirklichkeit geworden ist. Die Veranstaltung war die Geburtsstunde des „Bremer Stadtdialogs“, der in diesem Monat noch seine 17. Auflage erlebt und nach wie vor ein vitales Format zu sein scheint. Was mich besonders glücklich macht, ist die Tatsache, dass der Stadtdialog kein reines b.zb-Projekt ist, sondern ein echtes Gemeinschaftsprodukt verschiedener baukulturell relevanter Gruppen dieser Stadt. Man kann sagen, die Initiative, oder besser der Impuls ging vom b.zb aus. Der frühere Senatsbaudirektor Uwe Bodemann hat ihn mit Tatkraft angenommen. Insgesamt scheint der „Bremer Stadtdialog“ ein klassisches Beispiel für das zu sein, was ich vorhin mit den Stichworten „Initiieren“ und „Vernetzten“ angerissen habe.

Leider haben die anderen vier Forderungen nicht ganz so einprägsame Ergebnisse hinterlassen. Das wohl größte Desiderat stellt die geforderte Architekturpolitik dar. Ich darf aus der Erläuterung der These „Bremen braucht Architekturpolitik“ zitieren: „Dass Bremen,“ heißt es dort, „nicht die Strategie anderer randlagiger Städte wie Bilbao und Groningen gewählt hat, durch große

Architektenamen und spektakuläre Bauwerke sich für neue Touristen- und Konsumentenströme attraktiv zu machen, ist offensichtlich.

Doch welche architekturpolitische Strategie hat man in Bremen gewählt? Die zu vermutende Antwort lautet: keine. Denn man hat offensichtlich diese Frage nicht thematisiert, man hat sie nicht als relevant erkannt. Deshalb darf man sich auch nicht wundern, dass die neu geschaffenen vermeintlichen touristischen Highlights architektonisch betrachtet belanglos sind.“

Was die Architekturpolitik in Bezug auf die Außenwirkung einer Stadt anbelangt, gelte es, ein Thema überhaupt erst zu entdecken, hieß es damals in dem Kommentar. Und man kann das auch heute noch unterstreichen. Doch gibt es auch Positives zu vermelden. Wir hatten mit unserer These ja auch auf die mikropolitische Ebene der Stadtteile gezielt. In dieser Hinsicht, muss man konstatieren, sind inzwischen durchaus Anstrengungen zu erkennen, durch qualitätvolle kulturelle und architektonische Interventionen (man denke an Gröpelingen und Tenever) etwas Positives zu bewirken, so genannten Problemstadtteilen eine neue Identität zu geben – was wir im b.zb als aufmerksame Beobachter verfolgen.

Einen kleinen Baustein positiver Architekturpolitik versucht im Rahmen des b.zb auch die gerade reaktivierte Initiative „Architektur macht Schule“ beizutragen. Die Basis des Bewusstseins für eine qualitätvolle Stadtgestaltung kann nicht früh genug gelegt werden. Zu hoffen ist, dass die Initiative auch auf höherer politischer Ebene Anerkennung finden möge – und vielleicht auch eine darüber hinaus gehende Unterstützung.

Allgemein betrachtet liegt die Schwierigkeit im Verhältnis von Baukultur und Politik vielleicht in der Tatsache begründet, dass sich die Baukultur keinem Politikfeld so richtig zuordnen lässt. Sie ist Teil der Baupolitik, der Wirtschaftspolitik, der Umweltpolitik, der Sozialpolitik, der Kulturpolitik – aber so richtig zuständig fühlt sich niemand.

Ich komme zu den ersten beiden Thesen, die – wie man sich denken kann – irgendwie zusammengehören: „Bremen braucht Spitzenarchitektur“ und „Bremen braucht Breitenarchitektur“. Die Anlehnung an den Bereich des Sports (Spitzensport/Breitensport) ist unüberhörbar. Und um bei dem Bezug zu bleiben: Werder Bremen wäre bestimmt keine Spitzenmannschaft, wenn sie sich nur mit Talenten aus der Region zusammensetzte. Auf die Architektur übertragen hieße das: Es würde Bremen gut tun, das eine oder andere Bauwerk zu besitzen, das international Maßstäbe setzte oder zumindest Aufmerksamkeit erregte. Anfang der sechziger Jahre haben das Aalto-Hochhaus, das Haus der Bürgerschaft und die Stadthalle solche Maßstäbe gesetzt. Ob der EWE-Tower von Helmut Jahn

eine ähnliche Rolle spielen kann, bleibt abzuwarten – ich möchte meinen Zweifel nicht verbergen.

Es war wohl für jedermann deutlich, dass der geschiedene Senatsbaudirektor in Hinsicht auf Spitzenarchitektur Ambitionen hatte. Nachdem er gegangen ist, darf man gespannt sein, was von einigen seiner Projekte (ich erinnere an die zehn Flusspunkte) übrig bleibt. Um die Weserspitze, dem bislang wohl bemerkenswertesten (und umstrittensten) Projekt des Schweizer Architekten Marcel Meili, ist es in letzter Zeit etwas still geworden. Man wird sehen, was daraus wird. Es bleibt aber auch abzuwarten, mit welchen Ideen der hoffentlich bald installierte neue Senatsbaudirektor bzw. die -direktorin Bremen bereichern wird.

Als Komplementärbegriff zu *Spitzenarchitektur* war *Breitenarchitektur* keineswegs abwertend gemeint. Es geht dabei um die hohe Durchschnittsqualität der gebauten Umwelt. In der Erläuterung dieser These hieß es damals: „Im Verhältnis zur Spitzenarchitektur, die stets die Grenzen der Disziplin neu befragt, setzt Breitenarchitektur auf das Bewährte – nicht aus einem ängstlichem Konservativismus, sondern aus der nüchternen Erkenntnis heraus, dass man die Welt nicht jeden Tag neu erfinden kann.“

Auch mit guter Alltagsarchitektur (man muss gar nicht unbedingt Beispiele wie Helmut Riemann in Norden oder das Stichwort Vorarlberg erwähnen) kann man das Image und die Lebensqualität eines Ortes, einer Region aufwerten. Hätte solch ein „kritischer Regionalismus“ (ein Begriff des amerikanischen Architekturhistoriker Kenneth Frampton) nicht in Bremen eine gute Chance? So lautete die hintergründige Frage zur These von der Breitenarchitektur. Sie sollte eine Diskussion provozieren.

Doch es erwies sich damals wie heute in Bremen als schwierig, solche Diskussionen überhaupt zu führen. Ein immer wiederkehrendes und ebenfalls schwer behandelbares Thema ist in diesem Zusammenhang die Frage nach einer modernen Neuauflage des Typus „Bremer Haus“. Obwohl in anderen Großstädten an der innerstädtischen Neubelebung eines kleinparzelligen Haustypus gearbeitet und dabei auf das klassische Bremer Haus mit seiner Mischung aus Einheit und Vielfalt als Referenz verwiesen wird, sucht man in Bremen vergebens nach einer innovativen modernen Interpretation dieser architektonischen Bremensie.

Als letzte der 2005 vorgetragenen Thesen soll auf die Forderung „Bremen braucht junge Architektur“ eingegangen werden. Natürlich ist Architektur immer so lebendig, frisch, innovativ, anregend wie ihre Schöpfer – unabhängig von ihrem Lebensalter. Doch es ist auch eine Tatsache, dass in bestimmten Lebensphasen, dann, wenn man noch hungrig ist und sich zeigen will, ein

eigenwilliges kreatives Potenzial entwickelt wird. Für ambitionierte Gestalter ist die Übergangszeit zwischen Hochschule und beruflicher Etablierung eine Phase von außergewöhnlicher kreativer Energie – eine Kraft, die leider allzu oft verpufft, keinen Widerhall findet.

Als die Zeitschrift Arch+ vor ein paar Jahren über die architektonischen Off-Szenen in Deutschland berichtete, war die Rede von Berlin, Köln, Hamburg, Stuttgart – von Bremen nicht. Gibt es in Bremen eine Off-Architektur? So lautet die hintergründige Frage zu einer Kampagne mit dem Titel „!ANGANGEN“, die im Moment vom b.zb mit initiiert wird. Man darf gespannt sein, ob es zu einer Initialzündung kommt. Schon in der Vergangenheit hat das b.zb, etwa mit dem Wettbewerb „Überseetor“ oder mit dem Workshop „CorvertiBrill“ Vorstöße in diese Richtung unternommen. Mit „!ANFANGEN“ soll aber ein Projekt von größerer Verbindlichkeit ins Leben gerufen werden.

Schlussbetrachtung

Ich habe meinen Vortrag „Baustelle Baukultur. Vier Jahre b.zb – Ein Ausblick“ genannt. Ich wollte in der Überschrift den Begriff „Rückblick“ vermeiden. Er evoziert bei mir nämlich leicht unangenehme nostalgische Gefühle. Aufgrund der noch kurzen Geschichte des b.zb ist ein Rückblick im Sinne einer Reflexion der geleisteten Arbeit und der Fundamente, auf denen sie beruht, natürlich kaum zu umgehen. Auch das b.zb kann sich nicht permanent neu erfinden, sondern basiert auf Grundsätzen und Ideen, die natürlich nicht ein für allemal als Credo behandelt werden müssen, die aber andererseits nicht unreflektiert ad acta gelegt werden dürfen.

Verstehen sie meine Ausführungen weder als eine stolze Bilanz noch als ein Blick zurück im Zorn. Am Beispiel von drei Rückblenden habe ich versucht aufzuzeigen, dass die erfolgreiche Arbeit des b.zb nur auf einem dialektischen Spiel zwischen einer inhaltlich fundierten Zielsetzung und der Kunst einer pragmatischen Umsetzung beruhen kann, das, was ich eingangs mit Programmatik und Programm umrissen habe. Bei den zuletzt angeführten Beispielen könnte man auch gut von einer Beziehung zwischen Programmatik und Wirklichkeit sprechen.

Da die baukulturelle Wirklichkeit in Bremen noch in vielen Punkten hinter den programmatisch formulierten Idealen hinterherhinkt, gibt es auch weiterhin für das b.zb viel zu tun. Die Baukultur bleibt eine Baustelle.

Eberhard Syring, Wissenschaftlicher Leiter des b.zb, Vortrag vom 14.02.2008